Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Nach der Arbeit" vierteljährlich. Bringerlohn 60 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6582) pro Vierteljahr M. 2.75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1760.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Einrückung entsprechender Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate nehmen alle Inseratenbureaus entgegen. Belege werden nur auf Verlangen geliefert.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftsstelle zur Entgegennahme von Abonnements und Inseraten stets Werktags früh 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1760.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 143. | Dresden, Mittwoch den 25. Juni 1902. | 13. Jahrg.

Der weiße Schrecken.

Unser belgischer F.-Korrespondent schreibt uns aus Löwen:

Man weiß, daß bei der letzten revolutionären Agitation für das allgemeine Wahlrecht die Stadt Löwen der Schauplatz eines gräßlichen Blutbades war. Sechs Arbeiter wurden getötet, ein Dutzend stürzten schwerverletzt unter den Schüssen der Bürgergarde (garde civique) zusammen. Indessen scheint diese brutale That der Rachegier der Klerikalen noch nicht genüge gethan zu haben. Auf Befehl der Regierung ist vielmehr gegen 14 Arbeiter Anklage erhoben worden. Diese zum Teil noch sehr jugendlichen Leute, — der älteste ist noch nicht 25 Jahre alt — stehen nun seit einigen Tagen vor dem Zuchtpolizeigerichtshofe zu Löwen.

Gegen die meisten Angeklagten liegt weder ein schlüssiger Indizienbeweis noch irgend eine Zeugenaussage vor. Um nachzuweisen, daß es sich um Aufruhr und nicht um ein Komplott handelt — in welchem Falle das Schwurgericht zuständig gewesen wäre — konnte der Staatsanwalt nur folgendes Argument vorbringen: „Die Angeklagten sind bei den beiden Füsiladen verwundet worden. Sie befanden sich also in der Menge. Die Kugeln der Zivilgarde haben sie der Justiz angezeigt."

Gestützt auf diese neue geniale juristische These, die die Arbeit der Spitzel, Spione und provozierenden Agenten überflüssig machen wird, hat der Gerichtshof nicht gezögert, einige der Verwundeten vom Krankenbette vor das Tribunal schleppen zu lassen. Einer von ihnen wird mit verbundenem Kopfe vor die Schranken des Gerichts geführt. Er ist ein unglücklicher 19jähriger Jüngling, den zwei Mausergeschosse in den Kopf getroffen haben. Die Verletzung des Gehirns hat einen paralytischen Zustand hervorgerufen und der junge Mensch ist halbseitig vollkommen gelähmt. Und eine solche menschliche Ruine zerrt die „Gerechtigkeit" auf die Anklagebank!!

Vom ersten Augenblick der Verhandlungen an stand fest, daß es sich hier um einen ausgesprochenen politischen Tendenzprozeß handelt: die Richter, die ihre Aufgabe anscheinend sehr gut begriffen haben, kümmern sich den Teufel um das angebliche individuelle Verschulden der einzelnen Angeklagten; worauf es ankommt das ist dieses: der weiße Schrecken soll im Lande verbreitet werden!

Und vor allem möchten auch die Klerikalen dem sozialistischen Abgeordneten des Wahlkreises, dem Genossen Van Langendonck, etwas am Zeuge flicken. Er ist wirklich der Schöpfer der sozialistischen Bewegung in jener Gegend; auf seine Energie ist das Entstehen einer ausgezeichneten Arbeiterorganisation in Löwen zurückzuführen; ja sogar in den ländlichen Distrikten der Umgegend von Löwen hatte er Erfolge zu verzeichnen: er hat Bresche in eine klerikale Hochburg gelegt.

Welcher „Erfolg", wenn man einen solchen Mann mit einer schweren Strafe niederschlagen und die Sozialdemokratie von Löwen führerlos machen könnte!

Der Plan war fein eingefädelt: Langendonck war an der Spitze des Volkszuges zum Hause des Kammerpräsidenten marschiert, seinen Spuren waren die anderen gefolgt und waren dann auf den Kordon der Bürgerwehr gestoßen. Wenn es gelang, Langendonck zu einer langjährigen Zuchthausstrafe zu verurteilen, dann wäre auch zugleich die Verantwortung für das Blutvergießen auf die sozialdemokratische Partei abgewälzt gewesen.

Indessen hat die peinlich genaue Untersuchung, die absichtlich während der letzten Wahlperiode geführt wurde, keine Spur von Schuld unseres Genossen gezeigt. Sie hat vielmehr vollkommen Finsko gemacht. Auch die Wähler haben sich durch das unverschämte Regierungsmanöver nicht einschüchtern lassen, und in Löwen selbst sind gegen das letzte Mal um mehr als 1200 sozialistische Stimmen mehr abgegeben worden. Während der Verhandlungen wurde die Sache für den öffentlichen Ankläger noch ungünstiger, denn alle Zeugen, auch die Polizisten und die schießlustigen Bürgergarden, mußten die Haltung des sozialistischen Abgeordneten anerkennen: er hat überall zur Ruhe und Besonnenheit ermahnt und vor Gewaltthaten gewarnt.

Nachdem so ein Teil des schönen Planes mißlungen war, sollte der andere wenigstens durchgeführt werden. Man wollte wenigstens die Verantwortung von den schießenden Bourgeoissöhnchen abwälzen. Der Staatsanwalt sprach von dem Drama des 18. April, „das eine widerwärtige Presse gegen die Ordnungsparteien ausgebeutet habe." Auf den Offizier zu sprechen kommend, der „Feuer" kommandierte, sagte er: „Der Leutnant Coen hat den heroischen Mut gehabt, Feuer zu kommandieren."

Nun ist aber bewiesen worden, daß dieser „Heros" die gesetzlich vorgeschriebene Aufforderung zum Auseinandergehen nicht an die Menge gerichtet hat. Wie aus einem Hinterhalt haben die „Helden" geschossen: die Menge — meist junge, unbesonnene Menschen — hat an alles andere gedacht als an die Gefahr eines so niederträchtigen wie heimtückischen Ueberfalls. Und gegen diese Demonstranten hat man mit Mauserschen Repetiergewehren gewütet; ja mehr noch, der uniformierte Scherge der Reaktion nennt diese feige Niedertracht „heroische That"! Die schießenden Bürgergarden von Löwen waren blutjunge Bourgeoissöhnchen, die Opfer blutjunge Proletarierbrut — Jungens haben auf Jungens geschossen: die einen liegen jetzt begraben, die anderen möchte man zu „Helden" machen, um dem weißen Schrecken ein Relief zu geben.

Der Spruch des Gerichts liegt zur Zeit noch nicht vor: aber die Verantwortlichkeit für das Blutbad von Löwen steht heute schon unerschütterlich fest: sie trifft die Klerikalen, während die Sozialisten alles gethan haben, um Blutvergießen zu vermeiden. Die Feststellung bringt den „weißen Schrecken" um alle Wirkung, selbst wenn die Niedertracht der Richter der der Offiziere gleichkommt.

Politische Uebersicht.

Die neue Marinevorlage.

Sie kommt, das beweisen allen Urteilsfähigen die gewundenen Dementis der russischen und freiwilligen Regierungspresse. Moloch verzichtet selbst in der schlimmen Zeit der Krise, der allgemeinen Finanznot und Arbeitslosigkeit nicht auf seine maßlosen Ansprüche. Sein Appetit wächst mit dem Essen und zu den 1900 vertagten Kreuzern der Auslandsflotte will er jetzt noch große Schlachtschiffe haben. Eine Auslandsflotte von Schlachtschiffen. Wozu? Bisher haben die Autoritäten des Marineamts und die Flottenschwärmer Kreuzer für die Besetzung der Auslandsstationen gefordert, weil als Zweck der Auslandsflotte die defensive Aufgabe, der Schutz der Handelsflotte voranstehe. Die Schlachtschiffe zeigen die Absicht, auch auf fernen Meeren zur Offensive, zum Angriff, zum großen Seekrieg stark zu werden.

Gegen wen aber sollen diese Rüstungen gerichtet sein. Wo so große Pläne sind, muß doch ein Ziel sein. Es ist nur eine Deutung möglich — die Reichsregierung — — was man so darunter in der jetzigen Zeit verstehen darf — arbeitet auf die Eroberung der Seeherrschaft hin. England soll gestürzt werden. So peu à peu will man die deutsche Flotte dahin bringen, daß sie, wahrscheinlich im Bunde mit anderen — denn der Gedanke, daß Deutschland allein England zu Wasser überflügeln könne ist zu grotesk — England die Spitze bieten kann. England muß mißtrauisch gegen uns werden und die ostentative Engländerfreundlichkeit unserer offiziellen Stellen während des Burenkrieges, die Abweisung Ohm Krügers und allerlei sonstige kleine Liebesdienste, die sie England in dieser Zeit erwiesen haben, werden also nicht einmal ein praktisches Ergebnis, ein innigeres Verhältnis zu England, zur Folge haben.

Der Dreibund wackelt und hat, wenn er auch formell erneuert wird, viel von seiner Festigkeit, viel von seinem Wert verloren. Für die Angelegenheiten der außereuropäischen Politik haben wir keine Verbündete — wir geraten immer mehr in die „splendid isolation", in die „glänzende Vereinsamung" hinein, die wir einst an England verspottet haben. Die Freundschaft der Yankees ist von uns zwar heiß begehrt worden, aber der praktische Dollarmann vergißt über Prinzenbesuchen und Denkmalsschenkungen nicht den deutschen Zolltarif und die bekannten Sperrmaßregeln aus Gesundheitsrücksichten — d. h. Rücksichten auf die Gesundheit des Portemonnaies der Agrarier. Unsere geniale Politik hat es trotz aller auffälligen Liebenswürdigkeiten, die wir ab und zu diesem oder jenem unserer Nachbarn erweisen, dahin gebracht, daß unsere internationale Stellung heute viel schlechter ist, als früher. Aber dafür treiben wir auch Weltpolitik und reden mit, wenn etwas in der Welt los ist, haben wir Truppen in China und Kriegsschiffe in allen Zonen. Wer Weltpolitik treibt, muß auf kriegerische Abenteuer gefaßt sein, — die Auslandsschlachtschiffe, die Herr v. Tirpitz nächstens anstatt oder nach anderer Version neben den Auslandsschlachtkreuzern fordern wird, sind die natürliche Konsequenz unserer Weltpolitik.

„Deutschland beschränkt sich nach außen, um nach innen unbeschränkt zu sein," hat der Kaiser dieser Tage zu Aachen gesagt. Die Aufstellung einer Ausland-Schlachtflotte ist eine merkwürdige „Beschränkung nach außen". Sie kontrastiert ebenso seltsam mit der Aachener Rede, in der das Weltimperium des deutschen Geistes als die friedliche Ausbreitung deutscher Sprache, deutscher Anschauungen, deutscher Wissenschaftsergebnisse und deutscher Industrieherrschaft definiert und die Gefahren der Weltpolitik geschildert wurden, wie jene Kaiserrede vom 11. Oktober 1900 auf der Saalburg, in der das alte Römerkastell gepriesen als „ein Zeuge römischer Macht, ein Glied in der gewaltigen ehernen Kette, die Roms Legionen um das gewaltige Reich legten und die auf das Geheiß des einen römischen Imperators, des Cäsars Augustus, der Welt den Willen aufzwangen und die gesamte Welt der römischen Kultur eröffneten, die betrachtend vor allem auf Germanien fiel. So möge man aus dem neu erstandenen Museum lernen, was ein Weltreich bedeutet. Es möge dem Vaterlande beschieden sein, so fest geeint und so maßgebend zu werden, wie es einst das römische Weltreich war."

Die Fanfare.

Roman von **Fritz Mauthner.**

(21. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Die lieben närrischen Briefe des Bruders trösteten Johanna über manche Härte der Mutter. Der verwitweten Kriegsrätin war es eben warm, wenn sie ihren Sohn im Besitz eines guten Pelzes wußte; darum brauchte in der Alvensleben-straße kaum geheizt zu werden. Das bißchen Essen wurde in der Berliner Stube zu Mittag gekocht und dann blieb die Wohnung wohl „verschlagen" genug bis Mitternacht, um welche Zeit Johanna gewöhnlich zu arbeiten aufhörte. Die Kriegsrätin fühlte sich in ihren kahlen Zimmern behaglich, wenn Achim nur mit seinem Burschen zufrieden war. Darum brauchte die Aufwarterfrau nur noch zweimal in der Woche zu kommen, und Johanna mußte täglich vor sechs Uhr aufstehen, um den zerfallenden Hausrat und ihre eigenen Siebensachen immer wieder für heute wenigstens in Ordnung zu halten.

Und die Kriegsrätin sah Licht, wenn ein Brief von Achim ankam, sie saß gern in der Finsternis, wenn sie ohne Nachricht war. Darum durfte Johanna nur die billigsten Kerzen für ihre Nachtarbeit brennen; die reichten ja wohl für die beiden Augen aus. Johanna sah selbst die Notwendigkeit ein; hatte doch die Gasgesellschaft längst die alte Rechnung eingemahnt und den Gasometer abholen lassen. Die beiden Kronen waren damals schon losgeschraubt und mit den Lampen verkauft worden. Die letzte große Petroleumlampe aus chinesischem Porzellan, welche in der guten Stube vor dem Spiegel stand, war unverkäuflich, weil ihre Glocke ein großes Loch hatte — es mußte beim Saubermachen immer der Wand zugekehrt werden — und unbrauchbar, weil der Oelbehälter fehlte.

Leider war der Verdienst aus den schriftlichen Arbeiten, für welche die Kerzen gebrannt wurden, ein geringer. Aber Johanna verdrückte doch nächtlicherweile manche Thräne, wenn sie in der kreisigen Stube am Tische saß, die Füße mit einem alten Tuch zudeckte und an der trüben Flamme, die nicht weiter als bis zu dem Papierbogen vor ihr leuchtete, auch noch die verklamm ten Hände wärmen mußte.

Doch wie rosig schimmerte selbst dieses Flämmchen durch ihre Finger. Da drinnen floß doch ein gutes junges Blut, und Johanna fragte sich in mancher Mitternacht ob denn alle Mädchen ihres Standes ein so freudloses Leben führten. Nicht als ob sie sich zur Wehr setzen wollte gegen die Arbeit! Da stand ihre Pflicht vor ihr, und die that sie ruhig, ernst, unweigerlich wie ein Soldat im Dienst. In der Familie Havenow dienten auch die Frauen. Aber die Welt war doch nicht freudlos! Da gab es vor ihrem Fenster Eisenbahnschienen, und auf ihnen flogen doch auch freie und fröhliche Menschen dahin und daher. Da gab es in den breiten Straßen so viele Blumenhandlungen voll Farbe und Pracht, und die Leute, die eintraten, kauften doch nicht immer nur Totenkränze. Da gab es Musik, und sie war doch nicht nur dazu da, damit sie für fünfundsiebzig Pfennig die Stunde gelehrt wurde. Da gab es Theater und Konzerte für die Reichen, da gab es den Sonntag für die Armen, da gab es den Weihnachtsabend für die ganze Welt, und nur Johanna war von allem ausgeschlossen.

O, dieser Weihnachtsabend! Der letzte Pfennig der Mutter, die letzten Ersparnisse Johannas waren für Achim verwandt worden.

Im Bette hatte Johanna nach ihrer Kopistenarbeit ein warmes Tuch für die Mutter gehäkelt. Einen guten Schirm hatte sie dazu gekauft. Die Kriegsrätin hatte nicht mehr so viel, um ihrer Tochter einen Pfefferkuchen und einen Apfel zu schenken.

Die Mutter nahm das Tuch um die Schultern und stellte den Schirm beiseite. Davon könne ein Offizier keinen Gebrauch machen. Johanna küßte die Mutter lächelnd und brachte sie zu Bett, dann setzte sie sich wie jeden Abend an die Arbeit, bot sich unter der Chiffre L. R. wieder einmal als Kopistin an und schrieb dann das Trauerspiel ab, an dem sie gerade beschäftigt war. Sie drängte alle Festgedanken zurück, um nicht schwermütig zu werden. Sie hatten kein Gegenüber; so brauchte sie den Weihnachtsglanz nicht hinter fremden Fenstern zu sehen. Welches Recht hatte sie an das Glück? Früher, wie sie noch ein halbes Kind war, hatte sie ein Glück erwartet. Das war vorbei. Sie war ein armes Mädchen und war eine Havenow. Und er, er war nicht von Adel, er hätte die Zustimmung der Mutter und vor allem die des Bruders nie erhalten. Gewiß, nur darum hatte er sich zurückgezogen, nur aus Klugheit, nicht aus Furcht vor der Armut. Darum war es besser, sie blickte gar nicht in die Zukunft, die so finster war, wie sich der Stubenraum in dieser Christnacht um das trübe Flämmchen baute.

Die Arbeit machte heute doch ungewöhnlich müde. Es konnte noch nicht elf Uhr sein, und Johanna fühlte sich am Ende ihrer Kraft.

Da gingen schwere Tritte auf der Treppe, und es klingelte. Johanna ließ die Feder fallen, sank in den Stuhl zurück und hauchte Richards Namen. So hatte das Glück denn auch zu ihr den Weg gefunden. Es war ihr gleich, was es brachte, es kam von ihm. Das wußte sie. Es mußte zum zweitenmal klingeln, bevor sie mit dem Licht in der Hand hinaus eilte und die Thür aufriß. Ein Arbeitsmann stand draußen und reichte ihr eine lose Papierdüte. Auf seinem vom Frost geröteten Gesicht stand das ausgleichende Weihnachtslächeln der armen Leute. Er sagte nichts, und sie fragte nicht. Aus dem Papier strömte ihr Veilchengeruch entgegen.

Gleich wollte sie jubeln, gleich, wenn dieser Mann erst fort war. Nur einen Botenlohn mußte sie ihm geben für das Glück, das er gebracht. Aber was? Es war kein Geld im Hause und kein Glas Wein, kein Stückchen Braten, nichts, nichts, keine Blume. Ratlos starrte Johanna den Mann an und verlegen blickte sie auf die Papierdüte. Dutzende von kleinen Veilchensträußchen blickten hervor.

Endlich nahm der Arbeitsmann das Wort:

„Nee, Fräuleinchen, so arm bin ich nicht. Und der schöne Herr wird mir den Gang gut bezahlt haben. Hier diesen Pack Kinderspielzeug muß ich noch in die Großgörschenstraße tragen."

Johanna setzte den Leuchter auf den leeren Gasometerkasten und sagte:

„Hier, Sie sollen auch von mir einen Botenlohn haben."

Und sie reichte vom glückstrahlend eins der Sträußchen. Blutrot im Gesicht und mit der linken Hand seine Mütze zerknitelnd, nahm der Mann die Blumen in seine breite Hand.

„Ja, Fräuleinchen," sagte er lächelnd, „so viel hat mir